



Sonntag Sexagesima.

Lukas 8, 4—15.

In jener Zeit, als sehr viel Volk zusammen kam und aus den Städten zu Jesus eilte, sprach Er in einem Gleichnisse: „Es ging aus der Säemann, zu säen seinen Samen. Und als er säete, fiel einiges an den Weg: und es wurde zertraten, und die Vögel des Himmels fraßen es. Anderes fiel auf den Felsen: uns als es aufgegangen war, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. Anderes fiel unter die Dornen: und die Dornen wuchsen mit auf und erstickten es. Und anderes fiel auf den guten Boden: und es ging auf und brachte hundertfache Frucht.“ Als Er dies gesagt hatte, rief Er: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ Es fragten Ihn aber Seine Jünger, was dieses Gleichnis bedeute. Und Er sprach zu ihnen: „Euch ist es gegeben, die Geheimnisse des Reiches Gottes zu verstehen; den übrigen aber werden Gleichnisse gegeben, damit sie sehen und doch nicht sehen, hören und nicht verstehen. Das Gleichnis aber bedeutet dieses: der Same ist das Wort Gottes. Die am Wege: das sind die, welche es hören: dann kommt der Teufel und nimmt das Wort aus ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und festig werden. Die auf dem Felsen: das sind die, welche das Wort hören und mit Freuden aufnehmen; doch sie haben keine Wurzeln: eine Zeit lang glauben sie, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab. Was aber unter die Dornen fiel: das sind die, welche gehört haben, dann aber hingehen und von Sorgen, Reichtum und Wollüsten des Lebens erstickt werden und keine Frucht bringen. Was aber auf den guten Boden fiel: das sind die, welche das Wort hören und in gutem, ja in bestem Herzen es bewahren und Frucht bringen in Beharrlichkeit.“

Zum Evangelium.

Das heutige Evangelium ist ein Gleichnis, das aus der Natur, dem täglichen und praktischen Leben entnommen ist, und zwar — wie der Heiland selbst erklärte — um als Leiter oder Brücke zum Verständnisse des Uebernatürlichen, des Reiches Gottes zu dienen. Nach dem Sündenfalle ist die Erkenntnis des Reiches Gottes zwar nicht unmöglich, aber schwieriger geworden, und so liebte es der Gottmensch, das Volk durch sinnfällige Dinge aus Natur und Leben zur Wahrheit zu führen. Jeder denkende Landmann weiß, daß, wenn er eine reiche Ernte erzielen will, er nicht nur guten Samen nehmen, sondern denselben auch in eine gut vorbereitete Ackerkrume einstreuen muß: er weiß ferner, daß auch der allerbeste Same verloren ist für die Ernte, wenn er nebenan auf die festgetretene Landstraße, auf kahles Felsgestein oder unter das überwuchernde Gestrüpp der Heckenornen fällt. Denn die Erfahrung hat ihn belehrt, daß die Ernte außer vom guten Samen und guten Erdreich auch von Licht und

Luft, Regen und Sonnenschein abhängt. Wo alles das zusammentrifft, gedeiht die Frucht und füllt sich die Scheune mit Segen.

Kann es ein sinnigeres, passenderes und paßenderes Gleichnisbild geben für den himmlischen Samen, den der Sohn Gottes durch seine Lehre, sein Evangelium auf die Erde gebracht und in die unsichtbare Krume des Menschengesirns und Menschenherzens ausgefät hat, damit auch die Seele ihr Brot und durch dasselbe genährt und gestärkt das ewige Leben finde? Könnte es einen besseren Samen geben? Nimmermehr! Denn was von Gott kommt, das trägt Wahrheit und Leben in sich, ist keimfähig und ohne Fehler, zum Heile für Zeit und Ewigkeit!

Doch, freundlicher Leser, und hier liegt das große Hindernis, daß trotz allem dem der Gottessame vielfach ohne Frucht bleibt — die Menschen versäumen und weigern sich, Geist und Herz als Ackerkrume vorzubereiten und zu bestellen, wie es der göttliche Säemann verlangt, und wie es zum Gedeihen und Fruchtbringen für ein besseres und ewiges Leben notwendig ist. Es liegt also nicht an dem Samen, auch nicht an dem Säemann, die Schuld liegt nur und einzig und allein bei dem Menschen und seinem Willen. Der göttliche Säemann fordert Glauben; aber da haperts, man will im Stolze sich Gott und seinem Worte nicht beugen; man verschließt Geist und Herz der geoffenbarten Wahrheit und folgt dem Irrlichte trügerischer „Weisheit“, der sogenannten „voraussetzungslosen Wissenschaft“.

Gewiß, wir dürfen und sollen uns von dem Evangelium Jesu zu überzeugen suchen, aber in dem Sinne, daß es für uns Menschen eine Voraussetzungslosigkeit überhaupt weder gibt noch geben kann, wenn wir nicht an dem toten Punkte anlangen wollen, wo die zügelloseste Phantasie beginnt. Alles Geschaffene hat einmal einen Anfang genommen, und darüber kommt keiner hinweg, wenn er nicht ein Narr werden will. Der letzte Grund alles Daseins war, ist und bleibt Gott. So ist es, aber der Unglaube will es nicht anerkennen. Doch die allergrößte Narrheit wäre es, an eine Voraussetzungslosigkeit auch beim Unglauben glauben zu wollen. Er hat eben eine ganz bestimmte Voraussetzung — den Unglauben! Und dieser Unglaube ist die frevelhafte Hand, welche die Samenkörner der geoffenbarten Wahrheit auffängt und auf die Landstraße der Welt schleudert, wo sie zertraten und aufgefressen werden!

Schwächliche im Glauben hateres zu jeder Zeit gegeben und gibt es auch heute noch. Ach ja, freundlicher Leser, laß dich nicht von ihnen betören und irreführen! Sie glauben wohl, aber es ist kein Verlaß darauf. Heute so, morgen anders und übermorgen gar nichts mehr — keine Männlichkeit, keine Beharrlichkeit, je nachdem der Weltwind weht — eine Wetterfahne! — Zu diesen Ungläubigen und Kurzsichtigen gesellt sich dann das aroke Heer der Kaltaläubigen die zwar an

Glauben festhalten, ihn aber mit so vielen irdischen Sorgen und weltlichen Eitelkeiten und Vergnügungen zeitraubender, aufregender und abspannender Art wie mit einer undurchdringlichen Jaunhede umgeben, daß er nach und nach von selber ersticken muß, Wärme, Leben und Fruchtbarkeit verliert. Die Seele hat keine Zeit, keine Ruhe mehr für die ewigen Wahrheiten des Glaubens. Ein Glaube aber, der nicht lebendig ist an guten Werken, besitzt keine Heilskraft mehr. So glauben auch die Teufel, schreibt der hl. Apostel.

Und es trifft hier das Sprichwort zu: Der Weg zur Hölle ist mit lauter guten Vorsätzen gepflastert, die niemals ausgeführt wurden. Deshalb Sorge dafür, daß das himmlische Samentorn des Glaubens, das Gott bei deiner Taufe dir ins Herz gesenkt, durch deine Schuld kein Hindernis habe, zur vollen Frucht für dein ewiges Heil! Sei ein Ganzgläubiger!

Die Demantkrone.

Josephine war ein junges Mädchen, das nichts sein eigen nehmen konnte, als die Nähnadel, mit der es Tag für Tag unermüdet arbeitete, um seiner Mutter, die seit zwei Jahren Witwe war, und sich den nötigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Jeden Morgen, bevor sie zu ihrer gewohnten Arbeit ging, hörte sie die heilige Messe. Nur wenn sie in einem recht entlegenen Hause in Arbeit war, stand sie zu ihrem tiefen Herzeleid davon ab, um ja nicht zu spät an die Arbeit zu kommen, denn ihre Arbeit begann punkt sieben Uhr. Ihr Fleiß bei der Arbeit, ihre Pünktlichkeit in allen Verrichtungen, ihr kindlicher Sinn verschafften ihr die Achtung und Liebe aller Vorgesetzten und ihrer Umgebung. Sie war auch Mitglied der Bruderschaft der Kinder Mariens zu L. Als solches stand sie keiner der um die Gottesmutter gescharten Jungfrauen nach an Verehrung und glühender Liebe zu Maria.

Das Fest Maria Empfängnis, ein Fest des Jubels und der Freude für alle frommen Verehrer Mariens, nahte heran. Die Jungfrauen von L. hatten beschlossen, aus ihren Ersparnissen eine Demantkrone zu kaufen, um am Abend des Festtages das Haupt Mariens in ihrer Bruderschaftskirche damit zu schmücken. Josephine arbeitete ganze Nächte hindurch, und ob auch der Schlaf mit aller Macht auf sie eindrang, ob auch die müden ausgetrockneten Augenlider sich schlossen; immer raffte sie sich auf, und wie oft auch die zarten Finger, von der im Halbschlaf unsicher geführten Nadel gestochen, bluteten und schmerzten, sie achtete es nicht; denn auch sie wollte getreulich ihr Scherflein beitragen zur Demantkrone. In den letzten Tagen des Monats November erhielt Fräulein Beatriz aus R., die Vorsteherin der Bruderschaft, den Auftrag, in der benachbarten Stadt im Namen aller Mitschwester die genannte Demantkrone zu kaufen.

„Von Dir, Josephine, habe ich noch nichts erhalten“, sagte sie zu der kleinen Näherin; „hast Du denn für die liebe Gottesmutter nicht auch ein kleines Geschenk?“ — „Diesen Abend, Beatriz“, erwiderte Josephine, und ihr Antlitz färbte eine tiefe Röte, „diesen Abend, wenn ich von meiner Arbeit zurückkehre, will ich Dir meine kleinen Ersparnisse bringen.“

„Schon gut, wenn es auch nur einige Pfennige wären; aber etwas müssen alle geben zum Ehrengeschenk der Mutter Gottes. Also diesen Abend, Josephine!“ — „Diesen Abend sicher.“

Es war Abend geworden. Triumphierenden Blickes eilte Josephine über die Landstraße ihrer kleinen Behausung zu und zählte jubelnd die Pfennige, die sie wieder erspart hatte. Jetzt hatten ihre Ersparnisse die schöne Summe von zwanzig Mark erreicht. Ganz überglücklich nahm sie nun die zwanzig Mark und lenkte ihre Schritte dem Hause der Vorsteherin zu.

Da vernahm sie plötzlich vom nahen Felde her Klage-laute. Was konnte das sein? Bestürzt hielt Josephine inne und lauschte, dann lenkte sie ihre Schritte in das Feld und wie versteinert blieb sie stehen vor dem jammervollen Anblick, der hier sich ihren Augen darbot. Da saß eine junge totblasse Frau, in ärmlichen Lumpen gekleidet, mit wirr herabhängenden Haaren und verzweiflungsvollem Blick, in ihren Armen zwei kleine Kinder trampfhaft festhaltend.

„Ach Gott, Sie hier, Marianne? Welches Unglück hat sie betroffen?“ — „O, ich bin unglücklich, Josephine. Was soll hier aus mir, was aus meinen Kindern werden? Der

Eigenkammer der elenden Behausung, die ich mit diesen Almern bewohne, hat uns fortgejagt, weil ich die fünfzehn Mark zur Bezahlung der Miete nicht erlegen konnte. Wie wäre es mir auch möglich gewesen? Ich bin schon seit so langer Zeit arbeitsunfähig und meine Kräfte sind vollends aufgezehrt. Hier will ich den Tod erwarten; vielleicht wird sich doch jemand meiner armen, nun bald verwaisten Kinder erbarmen!“ Schwere Seufzer entstrangen sich Mariannens Brust und laut schluchzend verbarg sie mit den abgemagerten Händen ihr Gesicht.

Josephine sandte einen flehenden Blick zum Himmel wie im stillen Gebete, dann näherte sie sich Marianne und sprach: „Sie dürfen nicht verzweifeln, gute Frau, das wäre eine Beleidigung Gottes, unseres besten Vaters: Stehen Sie auf und fassen Sie Mut; hier haben Sie meinen Arm, stützen Sie sich und ich werde Sie zurückführen in Ihre frühere Wohnung. Hier habe ich zwanzig Mark, die gehören nun Ihnen. Zahlen Sie damit die Miete und die Umzugskosten. In L. gibt es Leute genug, die Ihnen gern weiter helfen, wenn Sie dieselben darum bitten.“ — „Wie gut sind Sie doch, Josephine, aber ich darf diese Summe nicht annehmen. Ihre Mutter.“

„Machen Sie sich darüber keine Sorgen. Für meine Mutter war das Geld nicht bestimmt; es war die Frucht meines Sparens und ich wollte es zu Fräulein Beatriz bringen, die in die Stadt geht, um im Namen aller Kongregantinnen eine Demantkrone für die heilige Jungfrau zu kaufen. Die Mutter Gottes ist auch mit wenigen Pfennigen zufrieden. Ach, sie liebt uns arme Menschenkinder so sehr, und auch Sie, gute Marianne, haben Teil an ihrer Liebe. — Wollen Sie die Summe nicht annehmen?“ — „Nun, so sei's denn, Sie sind gar zu gut!“

Auf Josephinens Arm gestützt, erreichte Marianne den Flecken L. und traf den Hausherrn, als er gerade mit unzufriedenem Gesichte die armseligen Möbel durchmusterte. — „Halten Sie ein!“ rief ihm Josephine entgegen, „da haben Sie die fünfzehn Mark; Sie sind ein gar hartherziger Mann.“

Der Besitzer, durch diese wenig schmeichelhaften Worte ganz beschämt, stand wie ein armer Sünder vor der edlen Jungfrau. Endlich stotterte er halbverständliche Worte der Entschuldigung und verschwand. Josephine half noch der armen Frau, sich in dem Hause wieder einrichten und eine gute Mahlzeit zu bereiten. Vor der Heimkehr aber überbrachte sie Fräulein Beatriz zehn Pfennige als Beitrag an die Krone. „Ich kann leider nicht mehr geben“, sagte sie und senkte verlegen ihren Blick.

„Nun, wir wissen ja, daß Du arm bist und keine großen Auslagen machen darfst; die heilige Jungfrau wird schon zufrieden sein und Dir's lohnen“, antwortete Beatriz.

Ja, liebe Mutter Gottes, Du wirst mit freundlichem Blicke herniederschauen auf Dein Schützkind, Josephine, denn Du hast es gesehen, wie das Herz ihr blutete, weil sie so wenig zum Schmucke Deines Bildes darbringen konnte!

Einige Tage später — und das erwartete Fest erschien. Vor der feierlichen Krönung der Muttergottesstatue mit der geweihten Demantkrone wandte sich der greise Pfarrer an die versammelte Gemeinde und führte in einer herzlichen Ansprache den Gedanken aus: Schön und kostbar sind die Steine, die in dieser Krone glänzen, aber der schönste Edelstein in den Augen der Himmelskönigin ist Liebe zu Gott und den Nächsten.

Während der Ansprache des ehrwürdigen Priesters schaute Beatriz unverwandt auf Josephine, die ihre Augen demutsvoll zu Boden senkte. Frau Marianne hatte nicht schweigen können. Von ihr hatte zuerst der Pfarrer die schöne Handlung Josephinens erfahren. Nach Beendigung des Gottesdienstes trat die Vorsteherin zu Josephinen und drückte ihr herzlich die Hände und flüsterie: „Du, Josephine, Du bist es, die den kostbarsten aller Edelsteine in die Krone der himmlischen Jungfrau gesetzt hat. Du hast uns ein schönes Beispiel gegeben, Du darfst Dich glücklich preisen. Von heute an aber sollen Deine Schützlinge keine Not mehr kennen!“ Josephine antwortete keine Silbe; aber in ihrem Herzen herrschte Feststimmung.

In dem Hausflur erwartete sie die gute Mutter und schloß sie voll Freude in die Arme. „Sei tausendmal gesegnet, mein Kind! Ich kenne Dein Herz, Gott sei dafür unendlich Dank gesagt.“ Tränen schlichen sich über die eingefallenen Wangen.

„Sprechen wir nicht mehr davon, Mutter!“ erwiderte Josephine. „Du weißt ja, die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut.“